

Zeitschrift: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (1984)

Artikel: Peter Wyss : neue Brienzer Lyrik
Autor: Sommer, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1096756>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Peter Wyss – neue Brienzer Lyrik

Nur einigen wenigen, Ausländern vielleicht, müsste man das Beiwort «neu» erklären. Hierzulande weiss man es: die Mundart von Brienz ist durch Albert Streich (1897 bis 1960) erstmals zu dichterischen Ehren gekommen; dessen Verse haben dem «Briensertiitsch» im Schweizerland herum begeisterte Freunde gewonnen.

Und nun darf man sich also darüber freuen, dass ein zweiter Dichter dieser melodischen Oberländer Mundart wieder so schöne und eingängige Töne abzulauschen weiss. Sie sind denen des berühmten Vorgängers übrigens in mancher Hinsicht verwandt; fast könnten sie einen auf den Gedanken bringen, diese Art des Beobachtens, des Denkens und Fühlens sei das gemeinsame Erbgut der Menschen da oben am dunkelgleissenden Bergsee.

Biographisches

Der heute an der AHV-Wegmarke angelangte Peter Wyss lebt und arbeitet seit nahezu einem Vierteljahrhundert als Pfarrer in Bolligen. Vor seiner Berufung in diese grosse Vorortgemeinde hatte er in Langenthal und Wasen im Emmental gewirkt, im Pfarrdorf am Fusse des Napfberglandes von 1946 bis 1955, in der oberaargauischen Metropole anschliessend bis 1961, – immer mit einem Aktionsradius, der über das Kanzel- und Predigtamt hinausging: in der Schule, im Vormundschaftswesen, in musikalischen und literarischen Vereinigungen. Dass sich sein ausserberufliches Arbeitsfeld mit der Übersiedlung ins Pfarrhaus Bolligen (1961) noch vergrösserte, war eine natürliche Folge davon, dass immer mehr Kreise seine guten Dienste beanspruchten. Pfarrer Wyss war und ist noch in zahlreichen Institutionen tätig, recht oft mit präsidialer Würde und Bürde; die Leser des «Bund» schätzen ihn als kenntnisreichen, gemütvollen und stilsicheren Mitbetreuer der Berndeutschspalte «Im Stübli» – alles in allem ein imponierendes nebenamtliches Arbeitspensum für jemanden, der sich schon im Hauptberuf keine Halbheiten erlaubt!

Trotzdem scheint die eigene Familie nicht zu kurz gekommen zu sein. Für die väterliche Liebe und Fürsorge zeugt manches schöne Kinderlied mit oft herrlichen Lautmalereien; jedes mag für eines der fünf Pfarrkinder gedichtet worden sein. Als Beispiel ein «Schlafliedli» (für Nichteingeweihte: «Ummla» sind Hummel, «Chummelle» ist eine kleine Senke):

Gheeren d Ummla summellen
aphi in der Chummellen.
D Ummla siin desumhagflogen,
hein den Hung us Bluemmen gsogen.
Etz sii-s mied und summellen
nummen no ir Chummellen.
Und miis lieba Ummelli
schlaaft etz o im Chummelli
vo siim Hulinäsch und treumd
von em Engel, wa ins geumd.

Dass dem Ehepaar Peter und Gabrielle Wyss-Joss die einzige geliebte Tochter Gabi im Alter von 18 Jahren durch den Tod entrissen wurde (1969), ist für beide Elternteile «eine bleibende Last». Ihre Trauer, aber auch der Trost des Glaubens haben in einem vierstrophigen Gedicht «Iisers Meitschi» Gestalt angenommen. Der Schluss lautet: «Mier hein es Meitschi ghäben –, / ischt us em Leid / ir Gottesfreid / wil, dass o mier drin läben.»

Diese undogmatische Glaubenszuversicht findet ihren Ausdruck auch in andern Gedichten. Sie scheinen in ihrer Gesamtheit das theologische Grundanliegen des Verfassers wiederzugeben. Peter Wyss lebt ein Christentum der Tat, er weiss sich in der Hand des Höchsten geborgen und steht ausserhalb der verschiedenen kirchlichen Gruppen mit ihren oft allzu eng, allzu festumrissenen Glaubensinhalten. – Dazu ein «Bätt»:

I weis nid uus und in,
i weis nid, wär i bin,
weis numen eis:
Uf dārren Reis
geischt du mid mier.

Äs nimmd mi griisli wunder,
wie du im Druber-Drunder
etz den mid mier
den nächschten Schrid
weischt z gahn und nid
am Hag an bischt, am Pol.
Ich weiss's no nid –, Du wol!
Ammen.

Aber ein Pfarrer hat in erster Linie andern Trost und Hilfe zu spenden. Peter Wyss macht dabei je und je eine Erfahrung, die jeder kennen lernt, der mit offenen Augen durchs Leben geht: Hilfs- und Trostbedürftige gibt es in allen Volkskreisen, nicht nur im sprichwörtlichen Dachstübchen, sondern auch hinter der Fassade von Erfolg und Wohlhabenheit.

Vom Herkommen

Peter Wyss wurde am 16. Juli 1919 in Brienz geboren als das zweite von drei Geschwistern. Der Vater, Melchior Wyss, war Mitinhaber eines Tuch-, Konfektions- und Bettwarengeschäfts, die Mutter entstammte dem alteingesessenen Brienzergeschlecht der Kienholz. Zum Familienverband gehörten zahlreiche Geschwisterkinder. «Einer von aussen gesteuerten Jugendarbeit bedurfte es nicht», schreibt mir Pfarrer Wyss. «Der See, das ansteigende Feld hinter dem Dorf, das jenseitige, noch völlig unberührte Ufer, die Bergwelt des Brienzergrates und des Änderberges (Axalpseite) boten gestaltreichen und inspirierenden Raum für unsere Bandenerlebnisse und Unternehmungen.» Zur eigentlichen Mitte seiner Heimat aber wurde für Peter Wyss ein Vorsass auf dem Brienzerberg, auf dem die Familie jeweilen die langen Sommerferien verbrachte. «Die Weide, das Bächlein, der Wald erweisen sich als Partner, mit denen man in ein nie ermüdendes Gespräch eintreten kann.»

Ein wertvolles elterliches und grosselterliches Erbe ergänzte die glücklichen von der Bergwelt ausgehenden Einflüsse. Grossvater Kienholz, ein erfindungsreicher Bildhauer und tüchtiger Aquarellist, hatte sich

zum angesehenen Vorsteher der Schnitzlerschule emporgearbeitet, Grossvater Wyss war ein fortschrittlich gesinnter und sozial denkender Geschäftsmann, der den Moralphilosophen und Staatsrechtler Karl Hilty verehrte. Einer der guten Geister über der Sprachwelt des jungen Brienzers war die Grossmutter mütterlicherseits; «die Melodie ihrer Sprache mit ihren reichen Modulationen hat sich in meinem Gehör unverlierbar eingeprägt». Von ihr, Anna Kienholz-Flück, und ihrer Tochter, der feinsinnigen Mutter, scheint Peter Wyss die poetische Ader geerbt zu haben, – doch wer wäre so vermessen, die Geheimnisse der Genetik und die unergründlichen Gesetze der Vererbung enträtseln zu wollen!

Beiden Elternteilen begegnet man im Werk unseres Dichters eher selten, jedenfalls nicht in unmittelbaren Zeugnissen. Der «Ätti» sei «ohni vil Wort / daagsiin, / geng a siim Ort / daagsiin / fir eim», liest man in «Acht eis», und die freundlichen Erziehungsmethoden der Mutter finden einen poetischen Niederschlag im letzten Stück des Bändchens «Zägi-hägi»: «Wie seischt?»

«Wie seischt?»,
hed d Muetter alben gmaned,
wen epper iis e Ffreid hed gmacht,
hed iis a ds Danken gwaned:
«Wie seischt?»

«Wie seischt?»,
tued etz en andra manen,
waa iis dir alls vil Guets hed taan,
wil eim a ds Danken gwanen:
«Wie seischt?»

Den Weg zum seelsorgerlichen Beruf ermöglichte unserm Dichter (nach dem Besuch der Brienzer Dorfschulen und einem Zwischenjahr am Humboldtianum in Bern) die Evangelische Lehranstalt in Schiers. Im Kriegsjahr 1940 nahm er in Bern sein akademisches Studium in Angriff, wobei er sich der Studentenverbindung Zähringia anschloss. In der Folge musste das Studium oft durch den Militärdienst unterbrochen werden – nicht verwunderlich angesichts der Arglist der Zeit!

P. Wyss diente als Mitrailleur-Wachtmeister im Gebirgsinfanterie-Bataillon 36; er lernte damals, aber auch bei spätern «feldgrauen» Dienstleistungen, nun als Feldprediger, Land und Leute des Oberwallis gründlich kennen.

Im Sommer 1944 absolvierte der cand. theol. Peter Wyss ein Lernvikariat in Heimiswil bei dem volksverbundenen Pfarrer Walter Hämmerli. Am 8. November desselben Jahres erfolgte die Konsekrationsfeier in Schüpfen.

Sprachprobleme

Wer mit dem Dialekt einer ausgesprochenen Minderheit ins Leben hinaustritt, hat es nicht immer leicht mit den lieben Mitmenschen. In einem Vortrag zum Thema Mundart in der Kirche gestand Pfarrer Wyss, er habe seinem Briensertiitsch im bündnerischen Schiers bei den spöttelnden Kameraden einmal mit handgreiflichen Argumenten Respekt verschaffen müssen. Auch bei den Bauernkindern in Heimiswil ergaben sich Schwierigkeiten; hier galt es, sich möglichst eingehend mit dem mittelbernischen Dialekt vertraut zu machen. Wahrscheinlich ging gerade von der bewussten Trennung der beiden Sprachformen eine fördernde Wirkung aus: sie ermöglichte es dem Sprecher, seine Brienzer Mundart rein und unvermischt zu erhalten.

Doch tun wir nun, als Vorbereitung für eine abschliessende Würdigung des literarischen Schaffens unseres Dichters, einen prüfenden Blick auf die Besonderheiten seines poetischen Instruments, der Mundart von Brienzen.

Briensertiitsch

ist eine der vielen Mundarten des Berner Oberlandes, die einander wohl klanglich nahe stehen, die aber doch manche Verschiedenheiten der Lautung und des Wortschatzes aufweisen.

Sieht man von kleineren örtlichen Sprecheigentümlichkeiten ab, so lassen sich die folgenden *gemeinsamen Merkmale* feststellen (sie heben die Sprache der Oberländer deutlich vom üblichen «Bärndütsch» ab):

1. der feine, am harten Gaumen gebildete «Ich-Laut»: Chees, chelter, glych, wyche (er wird da und dort – Simmental, Frutigen – im Wortinnern aufgeweicht: täähe / danke, es Wölhi / es Wülchli;
 2. das e in Wörtern wie Schwenz, eng, schweer, Lengizyt, das mittelbernisch zu ä geworden ist (Schwänz, äng usw.);
 3. das unverfälschte l: chalt (oder chaald), Waald – im Gegensatz zum vokalisierten l im «Landbärndütsch»: chaut, Waud;
 4. das reine nd da, wo der mittelbernische Dialekt ng aufweist: Chind, Wand, Hand, dazu oftmals ein «unorganisches» d im Innern oder am Ende eines Wortes: Hüendli, schönder, dert drind;
 5. überraschend viele Verkleinerungsformen (die «Ärmleni» eines stämmigen Kühers; es «Bitzi Brood», es «Glesi Wy(n)», es «Schnefi Fleisch»);
 6. die Beibehaltung (Konservierung) alter Langvokale in Wörtern wie schnije, buuwe, trüü, wo die schweizerischen Mundarten des Mittellandes die sog. Hiatusdiphthongierung durchgeführt haben: schneie, boue, tröi;
 7. Die Lautgruppe -rn (Horn, gärn, morn) «entfaltet» sich im Oberland zu -re mit teilweise schwachem Endungs-n: Hore(n), moore, gääre.
- Dass alle diese Elemente ergänzt werden durch einen feinen, zierlichen, «singenden» Gesamtcharakter, verstärkt beim Bewohner des Mittellandes den Eindruck des Andersartigen.
- Eine Besonderheit der Brienzer Mundart: sie macht die im Oberland übliche Umwandlung des gutturalen Reibelauts ch (vor s) in einen Verschlusslaut nicht mit (Oggs, Fuggs, Aggsle), sondern bleibt bei der Aussprache Ochs, Fuchs, Achsle, wachse usw.

Doch nun ein Blick auf die wichtigsten *Unterschiede* im Deutsch der Oberländer (und damit auf die Frage nach der sprachlichen Eigenständigkeit der Brienzer).

Brienzen liegt in dem Gebiet des Berner Oberlandes, das man als «Entrundungszone» bezeichnen könnte. Die entsprechende Lautungsgrenze verläuft ungefähr von der Schilthornkette zum Faulhorn und zur Mitte des Brienzersees. Westlich dieser Linie heisst es töne, schön (mit Schattierungen: schöe z. B.), müed, tüür, Füür; östlich davon, also im Talkessel von Grindelwald, im Umkreis von Brienzen und im Oberhasli, wird der Grundvokal entrundet: aus ö wird e (teenne /

tönen, Fehnn / Föhn), aus ü wird i (mied, tiir, Fiir). Die literarischen Vertreter dieser Sprachlandschaft, so auch Peter Wyss, geben das lange geschlossene i im allgemeinen mit Doppel-i wieder, während das übrige bernische Schrifttum für diesen Laut meist ein y setzt (ii steht für das gedehnte offene i, das im Briensertiitsch nicht vorkommt).

Ähnlich wie die erwähnte Entrundungsgrenze verläuft eine weitere Scheidelinie. Im Westen (ohne Saanen) wird monophthongiert: zwüü, tüüf, wi siischt, är giit zum Buum; im Osten, also auch in Brienz, sind die alten Zwielaute erhalten geblieben: zwei, wie seischt, är geid zum Boum. – In einem noch einmal verkleinerten östlichen Teil des Oberlandes – aber ohne Brienz – gibt es einen letzten entscheidenden Lautungsunterschied: von Brienzwiler an aufwärts bis zur Grimsel werden gewisse velare Selbstlaute «aufgehellt»: aus Huus wird Hüüs, aus Oug Öig, aus Fuess Füoss usw.

Eine Schlussbemerkung. Das vor hundert und mehr Jahren noch klar und streng gegliederte Gefüge der oberländischen Mundarten wird durch verschiedene neuzeitliche Kräfte – zunehmender Verkehr, Bevölkerungsmischung, generationenbedingte und gesellschaftliche Umschichtungen – mehr und mehr aufgeweicht. Um so dankbarer darf man denen sein, Schriftstellern und andern, die sich bemühen, ihre Mundart möglichst unverfälscht an Kinder und Kindeskindern weiterzugeben.

«Acht eis» und «Zägi-hägi»

So heissen die beiden, 1976 und 1981 im Viktoria-Verlag erschienenen Gedichtbändchen von Peter Wyss. Wenn Werktitel eine innere Beziehung zum Inhalt andeuten (und das ist ja wohl auch ihre Aufgabe: sie sollen wie mit einem Scheinwerfer den Hauptgedanken, das Generalthema, das besondere Anliegen des Verfassers anleuchten), dann darf man aus den beiden Buchtiteln Entscheidendes herauslesen: Diese Gedichte sind, erstens, ganz dem Heimatdorf und seiner Sprache verpflichtet – beide Wendungen gehören zum engern Wortschatz der Brienzer Mundart. Sie verraten, zweitens, dass der Dichter die übliche Unterscheidung von «gross» und «klein» in Frage stellt («Acht eis»), dass aber die Hinwendung zu den kleinen und unspektakulären Dingen

dieser Welt nicht in Schwächlichkeit oder gar Daseinsangst ausmünden muss, sondern im Gegenteil ein Aufruf zu tätigem Leben sein kann («Zägi-hägi»).

«Acht eis» will wohl sagen: Geh nicht achtlos am Kleinen und Unscheinbaren vorüber, nimm es wahr, freu dich daran. Und bedenke: oft haben gerade die alltäglichsten und gewöhnlichsten Dinge uns Wundersames zu sagen!

Acht eis, es Chiri Gold im Sand,
es Bliemmelli im tirren Leub,
es goldgriens Chäferli im Steub,
e Sonnenstrahl ar graue Wwand;
ir Rägennacht e Llampenschiin,
es Treib, waa dir e Schnee uus geid,
e Ttiren, waa der offensteid,
und eina, waa wollt bie-n-der siin –
acht eis!

«Zägi-hägi!» Das ist ein brienzerdeutscher Herausforderungsruf. Im Dichter weckt er zunächst Jugenderlebnisse. Denn Zägi-hägi ruft ein Bub dem andern zu, wenn er ihn zu einem Zweikampf irgendwelcher Art auffordern will: Wetten, dass du das und das nicht kannst, nicht darfst! «Zägi mag einen bedeuten, der zagt, einen Feigling», sagt das Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache (Idiotikon) dazu (II/1079), Hägi ist möglicherweise «der, welcher hinter dem sein Haus schützenden Hag bleibt, sich nicht hervorwagt.» – Die folgenden Verse erweitern und vertiefen den Sinngehalt des burschikosen Zurufs auf eindrucksvolle Weise:

Zägi-hägi!
Cheuscht in iisem Seilli ggumpen,
d Nasen schniitzen ohni Lumpen,
old en heii Tannen stumpen?

Zägi-hägi!
Cheuscht im Handstand umhagahn,
Forni mid den Henden faan,
cheuscht du d Vogelsprach verstahn?

Zägi-hägi!

Gsehscht no, wen der Näbel ghiid,
machischt Wäg, wen alls verschniid,
stellscht du uuf, was zboden liid?

Zägi-hägi!

Gheerscht du, was en andra seid,
treischt du da, waa niemmer treid,
machischt du hiit epprem Freid?

Zägi-hägi!

Die beiden Titelgedichte sind beispielhaft für das ganze lyrische Schaffen unseres Brienzer Dichters – Proben einer starken Empfindungs- und Formkraft. Ohne grossen sprachlichen Aufwand, ohne rhythmische oder reimende Künsteleien gelingt es Peter Wyss, in seinem Mutterlaut auch Hohes und Tiefes so wiederzugeben, dass jeder aufmerksame Leser davon berührt wird.

Unsere Mundarten eignen sich eben nicht nur für lustige und witzige Reimereien, wie ein altes Vorurteil es glauben machen möchte; Voraussetzung ist allerdings, dass der Verfasser von Mundartversen sich vor abgegriffenen Formeln hütet und volkstümliches Empfinden nicht mit Sentimentalität gleichsetzt. Recht viele von Peter Wyss' Gedichten sind übrigens Gelegenheitsgedichte im Sinne Goethes: «. . . die Wirklichkeit muss die Veranlassung und den Stoff dazu hergeben . . . Von Gedichten, aus der Luft gegriffen, halte ich nichts.»

Zwei Beispiele, das erste aus «Acht eis», das zweite aus «Zägi-hägi», mögen das Gesagte illustrieren.

Mi bruucht nid vil

Es bruucht nid vil:
tirr Biri, Chäs und Brood
und eppis Warms
lään eis nid arms,
waa gnueg tued in er Nood.

Es brucht nid vil:
en Hand, waa hilft, es Wort,
waa weis und treid
lään keis im Leid,
waa gruebed an em Ort.

Mi bruucht nid vil!
Mid wenig chuund ma uus,
wil ds Grooss im Grund
dir ds Chliinna chunnd,
im Vilen isch' nid zhuus.

Mi bruucht nid vil!

Aaben im Wintermaanet

En blinda Spiegel ischt der See.
Chliin Wälli gluntschlen ir Lenti.
Uf gwelpten Schifflenen liid Schnee.
Si siin fir lang nid z bruuchen.
Etz heingahn, wie-mma chennti,
wil eim nid ds Rächta tuuchen.
Vilicht chunnd, we's etz bald eis nachted,
no epper, däm si niemmer achted,
und däm du neetig bischt.

Aber die Spannweite an Themen und Ausdrucksformen geht bei Peter Wyss über das Lyrische im engeren Sinn hinaus. Beide Gedichtbändchen enthalten auch allerlei kurze gereimte Texte, die der Gattung Gedankenlyrik zuzuordnen wären: «Tisch-Sprich», «Schuehsprich», «Huussprich» und «Glismersprich». Daraus eine kleine Auswahl:

Im Schisselli brodlets,
im Wiinelli jodlets:
Zum Tisch, griif zue und iss und triich!
Es frehlichs Mählti macht eim riich.

*

Hättischt eppa gären Fäcken,
welltischt d Schueh nid z fascht verdräcken?
Gscheuw, bin allem Härpfelbäcken
mues ma wääger d Schueh verdräcken!

*

Zämen wohnen mier hie gäären,
län di andren duussen chäären.

*

Holz hei mmier bruucht us iisem Wald,
das gid iis warm, we's duussen chald.
Und wäm's nid gfalld soll firers gahn,
mier län ihm o siis Huusli stahn.

*

En Glismeten, waa d Nadli drus, zerghiid.
Es Läben ohni Glauben ischt wie niid.
Meinnen, äs gäji nimma,
der Chibel ghiji um,
und Obhand heigi ds Schlimma –
ischt ehnder eppa tumm!

Die Wirklichkeitsnähe der Wyss'schen Verse bringt es mit sich, dass immer wieder die oft einmalige Sonderart des Brienzers durchbricht. Und zwar nicht nur in der Aussprache (etwa durch den starken konsonantischen Anlaut: Wwäg, Mmatten, mmier hei Grund zum Llachen); noch auffälliger ist der starke Anteil alten, zum Teil uralten oberländischen («höchstalemannischen») Wortgutes. Was im Mittelland längst von allerhand modernen Strömungen weggeschwemmt worden ist, in den Alpentälern hat es sich erhalten: sum(i) steht für einige (wie im Englischen: some); buwwen heisst nicht bauen, sondern düngen; ein Bild ist ein Maali; das Gebet erscheint in der Kurzform Bätt; statt die Sonne geht unter sagt man in Brienzen und anderswo im Berner Oberland «si geid vergold» undsoweiter. Der Leser aus andern Sprachlandschaften ist deshalb dankbar für die Worterklärungen am Schluss der beiden Gedichtbändchen.

Noch ein Vergleich

Mit einem Hinweis auf den ersten bedeutenden Brienzer Dichter haben wir diese Einführung in das lyrische Werk des neuen Sängers von Brienz begonnen, wir wollen sie in ähnlicher Weise beschliessen. Kein Zweifel, Albert Streich und Peter Wyss sind einander wesensverwandt; darauf hat schon Erwin Heimann in seinem Vorwort zu «Acht eis» hingewiesen. Beide sind eng mit ihrem Dorf, mit See und Berg verbunden; beide nehmen sich mit Vorliebe des Kleinen und der Kleinen an; beide lieben die leisen Töne mehr als die lauten; beide haben ein Gespür für das geheimnisvolle «Hinderdraa» der äussern Erscheinungen; beide gehen den vorgeprägten Sprachelementen, die so viele volkstümliche Gedichte zur unbedeutenden Massenware degradieren, so gut als immer möglich aus dem Weg. Trotzdem: jeder bewahrt seine Eigenart. Bei Peter Wyss mag man in den «Worten des Glaubens», die das Werk unüberhörbar, wenn auch nie aufdringlich durchziehen, ein Hauptmerkmal der Eigenständigkeit sehen.

Wyss hat seinen dichtenden Brienzer Mitbürger erst in seiner Langenthaler Zeit näher kennen gelernt, als er ihn, zusammen mit Hans Roelli, zu einem Vorleseabend einlud. Damals dachte er noch nicht daran, dass auch er einmal brienzerdeutsche Verse schreiben würde. Aber als er vom Tod Albert Streichs erfuhr (7. Dezember 1960), hielt er seine Erinnerung an den Dichter und jenen Vortragsabend in seinem Tagebuch so fest:

I gsehn Di no,
wie-Dd vor mer sitzischt,
uf däm ungraden Stuehl,
eso, wie we's nid Diina wään,
vorüberkrimmta,
wie we Ddu tätischt losen uf eppis,
waa hinder allem z gheeren ischt;
d Ellbogi uf e Chnewwen,
d Hend zämen firhigstreckt,
wie we Ddu tätischt warten
uf eina, waa da chunnd
und seid: «Stand etzen uuf!»

Es scheint, mit diesem ganz privaten, dichtgebauten, feinempfundenen Nachruf auf den toten Sänger von Brienz habe sich auch gleich die eigene poetische Kraft angekündigt – ganz im Sinne jenes «Ring in der Chetti», von dem dann später in erweiterter dichterischer Schau die Rede sein sollte («Nie bischt einzig underwägen, / o nid z’zweien. / In der Heitri und im Rägen / bischt ir Reihen . . .»).

Um zum Schluss jeder Fehldeutung vorzubeugen: Die beiden Interpreten des Brienzerdeutschen sind trotz den nicht übersehbaren menschlichen und künstlerischen Übereinstimmungen keine siamesischen Geisteszwillinge. Dafür sorgten schon Herkunft und Jugend – sie waren in entscheidenden Dingen grundverschieden voneinander. Albert Streich trug lebenslang schwer an seinen Jugenderlebnissen; sie scheinen denn auch wie Schatten über weiten Teilen seines Werks zu lagern. Verse mit einem so frischen, angriffigen, durch und durch lebensbejahenden Ton wie die folgenden konnten nur dem in glückliche Verhältnisse hineingeborenen Nachfolger gelingen.

Miis Wappen

We’s duussen strubuussed
und chroosed und chrached,
e Schneejoon eim lussed,
eim bsied und verlached:

den gahn i eis uusi
und laan mi erhudlen
und triiben z diruusi
und muess nid ergudlen.

I nimen mer d Rappen,
waa fliigen im Wäijen
und fladertärr chräijen,
als Bild i mmiis Wappen.